
Interessante Zeiten

Rezension von: Eric Hobsbawm,
Gefährliche Zeiten – ein Leben im 20.
Jahrhundert, Hanser Verlag, München,
Wien 2003, 499 Seiten, € 24,90.

Eric John Hobsbawm (geb. 1917), der britische Sozial- und Wirtschaftshistoriker mit (mütterlicherseits) österreichischen Wurzeln und Wiener Kindheitserfahrungen, ist nicht nur ein international hoch angesehener Fachgelehrter. Vor allem seine doppelte Trilogie über das „lange 19. Jahrhundert“ (1789-1914) und das „kurze 20. Jahrhundert“ (1914-1991), hat auch ein breites Publikum begeistert. Wie stets in den Sozialwissenschaften, ist natürlich auch in Hobsbawms Werk kenntlich, dass es nicht aus einer Position absoluter Objektivität geschrieben, sondern durch lebensgeschichtliche Prägungen gefärbt wurde. Hobsbawm ist sich dieses höchst persönlichen Blickwinkels allerdings bewusst und weiß ihn zu relativieren und zu interpretieren. Aus diesem Gesichtspunkt heraus ist es besonders interessant, gelegentlich aber auch ein wenig mühsam, sich mit Hobsbawms Autobiographie zu befassen, (Sie heißt im Original übrigens mit mehr britischem *Understatement* – und wohl in humoristischer Anspielung auf einen chinesischen Fluch – „Interesting Times“).

Schon zu Beginn des Werkes macht Hobsbawm klar, dass er seinen Lebenslauf nicht für den eines „Prominenten“ hält und sich auch weder als Schönfärber noch als reuiger Sünder zu präsentieren gedenkt. Bettgeschichten will er uns auch keine erzählen, dafür positioniert er sich als

„teilnehmender Beobachter“ und nennt sein vorliegendes Buch im Jargon der Plattenindustrie die „B-Seite“ des „Zeitalters der Extreme“, seines großen Weltpanoramas von 1917 bis 1991. Das stimmt leider in gewissem Maße: Anstatt unbefangenen, persönlichen Erzählens dominieren nämlich auch in diesem Buch allgemeine Ereignisse und generalisierende Betrachtungen des Historikers, selbst in Fällen, wo die Verknüpfung mit der persönlichen Erfahrung etwas schwach geraten ist.

So vermerkt Hobsbawm zum 15. Juli 1927, den er in Wien verbracht hat, dass dessen Geschehnisse im Elternhaus zwar sicher besprochen worden seien. Leider weiß er aber dazu nichts Näheres zu berichten. Wir erfahren unter anderem auch, dass das Erlebnis einer Schiffspassage nahe Sizilien zum Zeitpunkt des Erdbebens von Messina in der Familie gern erzählt worden sei. Aber leider, es gelingt Hobsbawm nicht, diesen Familienmythos plastisch zu gestalten.

Selbst der dramatische Tod des Vaters auf der Schwelle der Wiener Wohnung und das darauf folgende langsame Verlöschen der Mutter an einer Lungenerkrankung wirken zuweilen wie durch einen Schleier geschildert, als hätten sie den heranwachsenden Eric gar nicht wirklich betroffen. (In Wahrheit liegt hier psychologisch wohl eher eine Abschottung gegenüber dem Schrecklichen vor, eine Intellektualisierung als Schutzwall.)

In selbstkritischer Redlichkeit vermerkt Hobsbawm an einer Stelle, er habe sich als Heranwachsender wohl mehr für Vögel als für Menschen interessiert, und in einer erschütternden Passage berichtet er von der letzten Begegnung mit der Mutter, bei der er plötzlich die „ornithologische Freude“ erlebt habe, einen seltenen Vogel, ei-

nen Kernbeißer, zu sehen.

Hobsbawms Redlichkeit beeindruckt hier wie an anderen Orten (etwa wo er, ohne Verleugnung seiner jüdischen Herkunft, sein mehr als distanzierendes Verhältnis zu Israel umreißt – S. 43). Aber der immer wieder über der Darstellung liegende Schleier intellektueller Distanzierung beeinträchtigt doch ein wenig die Unmittelbarkeit des Erzählten – ob es um Hobsbawms Mitgliedschaft bei den „Aposteln“ in Cambridge geht oder um seine Erfahrungen in der Kommunistischen Partei, ob Persönlichkeiten der Familie porträtiert werden oder Gestalten der Weltpolitik. Dabei zeigt sich Hobsbawm immer wieder als treuer Freund, unabhängig von Rang und Namen. Beispielhaft zu nennen wären etwa die mehrfachen herzlichen Erwähnungen des in Wiener AK-Kreisen ja wohl bekannten Dr. Theodor („Teddy“) Prager.

Besonders gelungen und bezeichnend für die quasireligiöse ideologische Stimmung unter vielen Linken der dreißiger und vierziger Jahre eine Schilderung, wie Prager 1941 nach einem Bombenangriff auf Cambridge vergeblich eine unter einem Balken eingeklemmte Genossin aus einem brennenden Haus zu retten versucht – zuletzt habe diese gerufen „Long live the Party, long live Stalin!“ (Es waren gottlob im Endeffekt doch nicht ihre „letzten Worte“, sie wurde von der Feuerwehr gerettet, allerdings unter Verlust beider Unterschenkel.) Blättert man nach, um dieses Zeugnis politischer Überzeugung „bis in den Tod“ korrekt zu zitieren, findet man allerdings, dass es Pragers eigenen, 1975 erschienenen Memoiren „Zwischen London und Moskau“ entnommen ist.

Vielleicht hätte es Hobsbawms Erinnerungswerk gut getan, etwas häufiger solche verlebendigenden Zitate ein-

zubauen. Das gilt zumal für den doch einige hundert Seiten starken Teil des Buches, der weniger erlebte zeitgeschichtliche und familiäre Dramatik enthält als die ersten hundert Seiten und der dem langsamen Aufstieg des ehrgeizigen Akademikers Hobsbawm als Lehrer und Schriftsteller gewidmet ist.

Ein anderer Kritikpunkt, den vor allem Tony Judt in seiner großen Rezension von Hobsbawms Memoirenband für die *New York Review of Books* ausführlichst ins Zentrum gerückt hat, erscheint dagegen weniger gewichtig, ja geradezu ein wenig kleinlich – und ich sage das ausdrücklich als Rezensent, der nie den Verlockungen des Sowjetkommunismus auch nur nahe gekommen ist. Eric John Hobsbawm hat sich 1932, also mit 15 Jahren, für die KP sowjetischer Prägung entschieden, und er hat eigentlich nie formell „abgeschworen“: weder 1956 noch 1968, noch später. Ist das so schlimm?

Ich meine, das hat mit einer gewissen Dickköpfigkeit zu tun, mit Stolz (S. 253), auch mit einer gewissen Treue zu einem familienartig engen Parteimilieu, das dem früh Verwaisten Heimat geboten hat. Auch das geradezu erotische Entgrenzungserlebnis, das Hobsbawm in seiner kurzen Berliner Gymnasialzeit als Teilnehmer kommunistischer Massendemonstrationen erfahren hat, wurde für den einsamen, hoch begabten und zur Intellektualisierung neigenden Heranwachsenden, wie er selbst schreibt, zur prägenden Erfahrung (vgl. S. 95 und 104). Wer wollte da den ersten Stein werfen? Noch dazu hat Hobsbawm von seiner KP-Mitgliedschaft in den Jahren nach 1945 nicht eben profitiert, sie hat ihn in seiner akademischen Laufbahn eher behindert – und Hobsbawms Nähe zum Tagebuch-Kreis um Franz Marek, einem weiteren der mit viel Herzlichkeit

porträtierten Wiener Freunde, belegt, wie weit sich der Historiker schon seit Jahrzehnten vom Stalinismus entfernt hat. Hobsbawms in diesem Buch ausführlich dargestellte Einschätzung der katastrophalen linksradikalen Wende der Labour Party zu Anfang der Ära Thatcher könnte zudem ebenso von einem „rechten Sozialdemokraten“ stammen wie von dem (so die ironische Selbsteinschätzung) „Tory Kommunisten“ Hobsbawm. (Ich habe einmal im „Tagebuch“ einen sehr ausführlichen Leserbrief zum fatalen Fehler Labours, die politische Mitte preiszugeben, publiziert, und Freund Teddy hat mir wenig später gesagt, Hobsbawm habe auf einen eigenen diesbezüglichen Artikel fürs „Tagebuch“ verzichtet, weil er mit dem darin Gesagten ohnedies übereinstimme – ich finde hier in der Tat Jahrzehnte später eine fast völlige Identität der Sichtweisen.)

Es mag schon sein, dass manche Formulierungen, wie Judt meint, bei Hobsbawm ein bisschen „schief“ herauskommen, etwa wo dieser die Unterbrechung der Bahnlinie Wien-Pressburg bloß auf die Kriegszerstörung schiebt und den „Eisernen Vorhang“ zu erwähnen vergisst (S. 27). Andererseits ist Hobsbawms Buch voll von glaubwürdigen Distanzierungen gegenüber dem notwendigen Scheitern

des Sowjetkommunismus, und man muss wirklich sagen: Die Reste von Parteilichkeit, die hier mitschwingen mögen, haben den Gelehrten nicht an der Erstellung eines großartigen Lebenswerkes gehindert. Dass zuweilen bei ihm bis heute hintergründig Faszination für die „Große Illusion“ nachklingen mag – wer wollte es ihm übel nehmen?

Jene, die uns heute den Triumph des Egoismus und des platt merkantilen Denkens predigen und die unter dem Banner von Flexibilisierung und Reform den „Klassenkampf von oben“ praktizieren – von den Ökonomen der Schule von Chicago bis zu wirtschaftsnahen bürgerlichen oder sogar sozialdemokratischen Politikern –, sind als Person im Vergleich zu den getäuschten Gläubigen des Sozialismus zumeist ziemlich armselige Figuren: zynische, machtgeile, versnobte, heuchlerische Individuen, denen es oft geradezu Freude zu machen scheint, konsensuale Strukturen aufzubrechen und Menschen zu verunsichern. Soll man es einem im neunten Lebensjahrzehnt stehenden Gelehrten wirklich übel nehmen, wenn er sich eher den irrenden Idealisten und „*beautiful losers*“ als den im Augenblick siegreichen Zynikern nahe fühlt?

Robert Schediwy